

Jutta Braun

WETTKAMPF DER SYSTEME

Sport im geteilten Deutschland

EUTSCHE-GESCHICHTE



BeBra Verlag

DIE GETEILTE NATION

Deutsch-deutsche Geschichte 1945–1990

Herausgegeben von

Stefan Creuzberger, Dominik Geppert und Dierk Hoffmann

Band 5

Jutta Braun

WETTKAMPF DER SYSTEME

Sport im geteilten Deutschland

BeBra Verlag

Umschlagabbildung vorn (VI. Turn- und Sportfest der DDR in Leipzig, Zentralstadion, 1977): © ullstein bild / Christian Bach

Umschlagabbildung hinten (Fechtkampf zwischen Udo Wagner, DDR, (l.) und Ulrich Schreck, BRD, (r.) bei den Olympischen Spielen in Seoul 1988): © ullstein bild / Schlage



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos,
in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

© 2024 BeBra Verlag GmbH

Asternplatz 3, 12203 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Matthias Zimmermann, Berlin

Umschlag: fernkopie, Berlin

Satz: typegerecht berlin

Schriften: Minion Pro, Helvetica Neue

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-89809-210-4

www.bebraverlag.de

INHALT

1 EINLEITUNG	7
2 VEREINSSPORT UND STAATSSPORT	13
Neubeginn nach 1945	13
Traditionen und Innovationen	16
3 KALTER KRIEG IM FLUTLICHT: INNERDEUTSCHE SPORTBEZIEHUNGEN	27
Ernste Spiele – Innerdeutscher Sportverkehr	34
Sportkalender	37
Sportstadt Berlin im Kalten Krieg	41
Deutsch-deutsche Fankultur	48
4 BOYKOTTE, SANKTIONSREGIME UND STELLVERTRETERKRIEGE	53
Von Berlin 1936 bis Montreal 1976	54
Deutsche und Sportboykotte im Kalten Krieg	59
5 »DOPEN FÜR DEUTSCHLAND«	75
Manipulation der Dopingkontrollen vor 1989/90	78
Streitfall »Zwangs doping«	87
Forschung zu Doping in der Bundesrepublik	96
Doping in West und Ost – Differenzen und Parallelen	98
6 SPORTLER ZWISCHEN OST UND WEST	103
Seitenwechsler in der gesamtdeutschen Mannschaft	105
Fluchthelfer und Überwachung	108
Medienkrieg und Damnatio Memoriae	111

Doping-Enthüllungen	113
»Störenfriede« in Ost und West	115
»ZOV Sportverräte«	120
7 DER WEG IN DIE SPORTEINHEIT	123
Go West, Go East	123
Doping-Aufklärung	128
Institutionentransfer	129
Rückkehr der Vereine	132
Modell DDR-Sport?	135
8 ERINNERUNGSKULTUR IM SPORT	141
Anmerkungen	153
Auswahlbibliographie	180
Personenregister	185
Abkürzungsverzeichnis	188
Abbildungsnachweis	190
Dank	191
Die Autorin	192

1 EINLEITUNG

Berlin im Sommer 1986: Die ehemaligen Olympiateilnehmer waren hocherfreut, dass anlässlich der Jubiläumsfeier ihrer großen Leistungen gedacht werden sollte. Allen waren die aufsehenerregenden Tage der Wettkämpfe noch im Gedächtnis, der unbändige Jubel und die Begeisterung der Zuschauer auf den Rängen. Die Olympioniken, die sich am 5. August 1986 im Berliner Olympiastadion versammelten, waren bewegt und gerührt im Gedenken an die Spiele von Berlin 1936 – an das »Völkerfest unter dem Hakenkreuz«.

Die Olympischen Sommerspiele 1936 sind heute einer der bekanntesten Erinnerungsorte an den Nationalsozialismus und stehen zugleich als Synonym für eine politische Instrumentalisierung des Sports.¹ Das monumentale Ereignis wurde in den 1980er Jahren vom organisierten Sport noch mit einer Unbefangenheit betrachtet, die aus heutiger Sicht befremdlich erscheint – wobei sich auch damals bereits kritische Stimmen erhoben. Eingeladen vom Nationalen Olympischen Komitee (NOK) für Deutschland ergingen sich die Gäste der Feierlichkeit, so der Sporthistoriker Hajo Bennett, in »euphorischen Reden und unreflektierten Interviews« sowie im »Zauber des schönen Scheins, wie ihn der Riefenstahl-Film konserviert hatte«.² Schon zum 25. Jahrestag hatte es Überlegungen für eine Feier gegeben. Wie sehr diese Idee allerdings bereits damals aus der Zeit gefallen war, wurde durch nichts besser als durch das deutschlandpolitische Tagesgeschehen demonstriert: Denn statt in Erinnerungen an ein Sportfest unter den Vorzeichen deutschen Großmachtstrebens zu schwelgen, blickten in ebendiesem August 1961 die Deutschen entsetzt auf den Bau der Berliner Mauer, der die schmerzhafte Teilung des Landes ebenso sichtbar wie dauerhaft besiegelte.³

Beide deutschen Staaten waren in bewusster Abgrenzung vom Nationalsozialismus gegründet worden. Und auch die Gestaltung ihrer Sportsysteme folgte dem Anspruch, strukturell und ideell einen radikalen Bruch mit den »nationalsozialistischen Leibesübungen« zu vollziehen. Die Wege, die man hierbei einschlug, hätten freilich unterschiedlicher nicht sein können. Während der Realsozialismus einen zentral gelenkten Staatssport errichtete, kehrte die bundesdeutsche Demokratie bald zum bürgerlichen Vereinswesen als autonomer Basis des Sports zurück. Diese Grundsatzentscheidungen hatten gravierende Auswirkungen auf die Art und Weise, wie Sport und Gesellschaft in Ost und West in den nächsten 40 Jahren miteinander verflochten werden sollten.

Der populäre Siegeszug des Sports kann zweifellos zu den Signaturen des 20. Jahrhunderts⁴ gerechnet werden. Trotz der »Eigenweltlichkeit«⁵ des Sports gibt es eine beträchtliche Anzahl von politischen und gesellschaftlichen Interessen, die sich im Laufe seiner Geschichte an dessen Präsenz und Ausübung angelagert haben:⁶ Gesundheitsförderung, soziale Distinktion, elitäres Vergnügen und Massen-Unterhaltung, Selbstverwirklichung und Selbstdoptimierung, körperliche und politische Erziehung, Gemeinschaftsbildung, ideologisches Bekenntnis, Regionalstolz, nationale Wehrhaftmachung, gesellschaftliche Inklusion, »Schule der Demokratie« – die Liste ist lang und wird beständig länger. Entsprechend der vielfältigen sozialen Funktionen des Sports hat sich mittlerweile eine breite Forschungslandschaft aufgefächert, die sich dem Sporttreiben als Teil einer politischen Historie, einer Sozialgeschichte oder einer Kultur- und Körpergeschichte annimmt.⁷

All diese Zuschreibungen werden auch im vorliegenden Band zur Sprache kommen, allerdings in ihrer Ausrichtung auf einen grundlegenden Fluchtpunkt, der die Sportsysteme beider Staaten nachhaltig prägte: den Wettbewerb darum, das »bessere Deutschland« zu repräsentieren. Diese Rivalität war einerseits eingebettet in die globale Konfrontation der beiden Supermächte und ihrer Hemisphären, die den Weltsport im Kalten Krieg prägte. Eine besondere Brisanz und Verbissenheit erhielt die deutsch-deutsche Konkurrenz jedoch von Beginn

an aufgrund der Konstellation der nationalen und weltanschaulichen Spaltung. Es wird zu zeigen sein, dass dieser Gegensatz nicht nur den Verlauf und die Resonanz von Sportereignissen beeinflusste, sondern auch das persönliche Schicksal zahlreicher Athletinnen und Athleten maßgeblich mitbestimmte. Hierbei ist neben der Arena des offiziellen Kräftemessens auch stets ein Schattenbereich präsent, der zu den umstrittensten, weil gravierendsten Regelverletzungen gehört: die Anwendung unerlaubter Mittel der Leistungssteigerung – kurz Doping – in Ost und West. Als einer der wenigen Bereiche, die nach 1989/90 bei der Aufarbeitung der SED-Diktatur als »Geschichte vor Gericht«⁸ landeten, zeugt die bis heute heftig geführte öffentliche Auseinandersetzung darüber von der hochpolitischen Relevanz, die Sport in der Nachkriegsordnung nach 1945 besaß und die in Deutungskämpfen über den Zustand der inneren Einheit Deutschlands aktualisiert wird.⁹ Die Frage, wer als Dopingopfer gelten kann oder nicht, ist einer der Triggerpunkte¹⁰ der historischen Debatten um die DDR-Vergangenheit, auch und gerade im Vergleich mit den Beteiligten von Dopingvergehen in der Bundesrepublik.¹¹

Eine zusätzliche Politisierung erfuhr der Sport stets dadurch, dass Spitzenathleten aufgrund ihrer gesellschaftlichen Vorbildrolle in West wie Ost eng mit dem Staatswesen identifiziert wurden: sei es nun Fritz Walter, der mit dem »Wunder von Bern« 1954 für ein neues Selbstbewusstsein der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft stand, oder Friedensfahrer Gustav Adolf »Täve« Schur, der von der DDR zur Inkarnation eines sozialistischen Vorzeigeidols aufgebaut wurde. Athleten spielten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs schon deshalb eine besondere Rolle, da sich im Angesicht deutscher Massenverbrechen weder im Realsozialismus noch in Westdeutschland Kriegshelden als neue Identifikationssymbole eigneten. Statt dessen konnten kämpferische Individuen im Hochleistungssport als unverfängliche Projektionsfläche für die Gemeinschaftsbildung »in postheroischen Zeiten« dienen.¹²

Eine gesellschaftsgeschichtliche Dimension besitzt Sport zudem überall auf der Welt durch die Zuschauer und Zuschauerinnen, die Fans und ihre Kultur, Politik, Medien und Wirtschaft interessieren



Der rheinland-pfälzische Ministerpräsident Helmut Kohl ehrte Fritz Walter zu dessen 50. Geburtstag mit dem Bundesverdienstkreuz, Oktober 1970.

sich in der Regel für den Sport, »weil sie sich für das Publikum des Sports interessieren«¹³. Auch die Bundesregierung und das Politbüro der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) kalkulierten – wenn auch mit unterschiedlicher Vehemenz – eine öffentliche Wirkung des Spitzensports zu staatlichen Prestigezwecken ein. Doch bereitete gerade der SED die subversive Seite der Fankultur einiges Kopfzerbrechen, da sich hier nicht nur parteikritische Stimmen artikulierten, sondern die Sportbegeisterung auch eine Brücke deutsch-deutscher Verständigung war. Dies galt von den späten 1940er bis in die 1980er Jahre – noch zu einer Zeit also, als die »Mauer-Generation«, die nun die Stadionränge bevölkerte, nach dem Willen der SED eigentlich keine innerdeutschen Bezugspunkte mehr hätte haben dürfen, sie aber umso selbstverständlicher auslebte. Zudem registrierten Ordnungshüter hüben wie drüben Gewalt und »Kriminalität« unter Fans – wenngleich sie mitunter höchst unterschiedliche Erklärungsansätze verfolgten, was als deviant zu gelten und wie man es zu bekämpfen hatte.¹⁴

Sport ist ein Gesellschaftsbereich, der täglich und unablässig Daten, Wissen und Erinnerungen erzeugt, die in die Annalen der Sportgeschichte und das Gedächtnis von Familien, Gemeinden, Regionen oder Nationen eingehen. Doch ist ihm auch bescheinigt worden, ein »nachholender Sektor«¹⁵ zu sein, dessen Fähigkeit zur Selbstreflexion lange gering ausgeprägt blieb. Das gilt vor allem für seine Verstrickung in die beiden deutschen Diktaturen im 20. Jahrhundert. Das gilt allerdings auch für Schattenbereiche wie Korruption und Kriminalität.¹⁶ Historische Wissenslücken wurden dadurch begünstigt, dass die deutsche Zeitgeschichtsschreibung sich mit dem Themenfeld Sport lange Zeit schwertat, selbst kaum Studien hervorbrachte und die Pionierwerke der in der Sportwissenschaft verorteten Sporthistorie unzureichend rezipierte.¹⁷ Als sich Berlin wenige Jahre nach der deutschen Einheit erneut um Olympische Spiele bewarb und diese im NS-kontaminierten Berliner Olympiastadion ausgetragen werden sollten, erhoben sich nicht ohne Grund mahnende Stimmen, wie derlei Geschichtsvergessenheit international aufgenommen werden würde.¹⁸

Eine gewisse Ignoranz setzt sich bis heute fort. So ist zu Recht beklagt worden, dass Standardwerke zur Geschichte der Bundesrepublik und der DDR keine Kapitel zum Sport enthielten.¹⁹ Diese Diagnose könnte man umstandslos auf die letzten 30 Jahre der historischen Transformationsforschung übertragen, die allein in Sammelbänden zuweilen den Sport einschließt – in den großen Gesamtdarstellungen hingegen bleibt dieser Gesellschaftsbereich in der Regel ausgeklammert.²⁰ Das ist umso erstaunlicher, als es sich bei der Sporteinheit um einen bemerkenswerten Sonderfall des Umbruchs handelte – einen »Vereinigungsgewinn«, der über Nacht das Potenzial ostdeutscher »Goldkinder« dem vereinten Team zuführte. Zudem schickte sich die Bundesrepublik an, von der »Diktatur zu lernen«, indem sie organisatorische Bausteine des DDR-Sports zu adaptieren suchte.²¹ Spät erst realisierten viele Verantwortliche, dass der Sport auch vom Erbe 40 Jahre unterschiedlicher Mentalitätsgeschichte geprägt war, die bis heute die Sportlandschaft und das Vereinswesen in Ost und West beeinflusst – das immense West-Ost-Gefälle in der Vereinsorganisation gibt hiervon ein eindrucksvolles Zeugnis.²²

Die Aufarbeitung der SED-Diktatur erwies sich einerseits als heikel, weil belastete Personen im vereinten Sport erneut Ämter und Positionen einnahmen. Erschwert wurde die Diskussion zudem dadurch, dass der Spitzensport als eines der wenigen Felder, auf denen die DDR die Bundesrepublik zu übertrumpfen wusste, bald retrospektiv mit einer verklärenden Ostalgie aufgeladen wurde, die bis heute anhält.²³

Dass Sport und Politik nichts miteinander zu tun hätten, war eine lange aufrechterhaltene Fiktion – immer dann vorgebracht von Regierungen oder Sportverbänden, wenn es galt, Bedenken gegen diktatorische und autoritäre Regime als Ausrichter internationaler Sportgroßereignisse beiseite zu wischen. Im Jahr 2022 – mit der Verhängung des Sportbanns gegen Russland – ist diese Abwehrhaltung, wenigstens kurzzeitig, ins Wanken geraten. Wie stark tatsächlich sportliches und politisches Geschehen in der Zeit des Kalten Krieges miteinander verwoben blieben, zeigt dieser Band anhand der Sportbeziehungen zwischen beiden deutschen Staaten in einer konfliktgeschichtlichen Perspektivierung.

Der bis heute fortdauernde Streit um die Bewertung der Erfolge des DDR-Sports spiegelt in gewisser Hinsicht die Kontroverse um die sportliche Jubiläumsfeier für die Spiele von 1936. Denn es gibt eine bohrende Frage, die den Sport in seinem Lauf durch die Epochen verfolgt: Wie weit können und dürfen sportliche Spitzenleistungen und die Erinnerung hieran abgelöst werden von den gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Produktion, von ihrer ideologischen Überformung und ihrer politischen Wirkung?

2 VEREINSSPORT UND STAATSSPORT

Vereine werden zuweilen als die »DNA« einer Gesellschaft bezeichnet.¹ In der Tat sind sie Träger eines kulturellen Erbgutes, das Gemeinwesen von Generation zu Generation weitergeben, auch über politische Systembrüche hinweg.² Vor allem aber lässt sich am Vereinswesen untrüglich die Verfasstheit eines Staates und seiner Gesellschaft ablesen, insbesondere mit Blick darauf, welche Personen und Bevölkerungsgruppen in das politisch-soziale Leben einbezogen oder ausgeschlossen werden. So überformte der Nationalsozialismus die Vereine mit verschiedenen Neuerungen – vom »Arierparagrafen« bis zum »Führerprinzip« –, die darauf abzielten, ihre Sozialstruktur zu verändern: Jüdische Mitglieder, selbst ehemalige Olympiasieger, wurden ausgeschlossen oder zum »freiwilligen Austritt« genötigt. Einige Verbände und Vereine mussten hierzu gar nicht gedrängt werden, sondern betrieben in einem Wettkampf um die Anbiederung an die neuen Machtverhältnisse ihre »Selbstgleichschaltung«.³ Im »Dritten Reich« ließen sich Sport- und Turnvereine zudem in vielfältiger Weise in die nationalsozialistische Propaganda einspannen. Während diese Einpassung in das Regime für den Fußballsport vergleichsweise gut erforscht ist, weist die Geschichte der Turn- und Sportvereine innerhalb der »Volksgemeinschaft« noch erhebliche Forschungslücken auf.⁴

Neubeginn nach 1945

Als mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Beginn der Besatzungsherrschaft in Deutschland die Auflösung aller nationalso-

zialistischer Vereinigungen verfügt wurde, fielen hierunter auch die Sportvereine. Mit der Wiederzulassung des bürgerlichen Vereinswesens knüpften in den westlichen Besatzungszonen die Vereine bald wieder an ihre alten Traditionen an, nun ohne die nationalsozialistisch geprägten Vorgaben – inwieweit hingegen personelle NS-Belastungen in den Vorständen vorhanden blieben, war eine Frage, die meist nicht gestellt wurde.

Die neue Verfassung, die sich der Sport auf Verbandsebene gab, signalisierte allerdings eine strukturelle Abgrenzung nicht nur von der NS-Zeit, sondern auch von den Weimarer Jahren, als dieser entlang konfessioneller und politischer Orientierungen in verschiedene Verbände fraktioniert war: Hierzu gehörten die evangelisch geprägte Deutsche Christliche Sportbewegung Eichenkreuz, die katholische Deutsche Jugendkraft und der jüdische Sportverband Maccabi, aber auch der Arbeitersport und die Arbeiterturnbewegung, die sämtlich von den Nationalsozialisten zerschlagen wurden. Nach 1945 war es das Ziel des sich neu formierenden westdeutschen Sports, ein vom Staat unabhängiger Bereich der Gesellschaft zu sein und keine zentrale Steuerung durch eine Partei – wie einst durch die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) – zuzulassen. Mit dem Anspruch, »unpolitisch zu sein«, betonte der Deutsche Sportbund (DSB) vor allem seine parteipolitische und religiöse Neutralität. Der Weg zu dieser neuen »Einheit« wurde in langen Debatten gebahnt, in denen sich ehemalige »bürgerliche« und Arbeitersportler sowie konfessionelle Vertreter auf eine gemeinsame Dachorganisation verständigten – und auch die traditionelle, typisch deutsche Scheidung in Turner und Sportler galt es durch den gemeinsamen Dachverband zu überbrücken.⁵ Vertreter von 23 Fachverbänden und 13 regionalen Bünden beschlossen schließlich am 10. Dezember 1950 die Gründung des DSB in Hannover.

Mit dieser »unpolitischen« Haltung grenzte sich der bundesdeutsche Sport allerdings auch vom Sportsystem der DDR ab, das von Beginn an dem Willen der SED unterworfen war. Für die Neuordnung des Sports im Osten war das Jahr 1948 weichenstellend – wie auch für den Umbau der gesamten Gesellschaft in Richtung »Volks-

demokratie«.⁶ Während die SED in eine »Partei neuen Typs« umgewandelt wurde, erfolgten mit der Bildung der Deutschen Wirtschaftskommission – dem Nukleus einer künftigen Regierung – der Beginn der Planwirtschaft und die Transformation von Gewerkschaften und Verbänden in staatlich gelenkte Massenorganisationen. Am 1. Oktober 1948 entstand der vom Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB) und der Freien Deutschen Jugend (FDJ) getragene »Deutsche Sportausschuss«, der fortan eine Monopolstellung reklamierte – ein organisiertes Sporttreiben jenseits dieser Struktur war nicht gestattet. Vor allem aber traten nun an die Stelle von Vereinen »staatlich organisierte Körperschaften«⁷, die sogenannten Sportgemeinschaften. Die politische Angleichung galt nicht allein im Sport, auch »Vereinigungen« in anderen gesellschaftlichen Bereichen hatten den Richtlinien der sozialistischen Gesellschaft zu entsprechen. Nicht nur Fußballvereine, auch Kleingärtner und Tau-Benzüchter, Tradition- und Kulturclubs erhielten eine neue organisatorische Grundlage, die sie unter offizielle und potenziell auch informelle staatliche Kontrolle stellte.⁸ Dies war gleichbedeutend mit einer Aushöhlung der Möglichkeit eines freien Zusammenschlusses und einer inhaltlichen Autonomie seiner Mitglieder. Der emanzipative Impuls des deutschen Vereinswesens wurde damit zugunsten einer staatlichen Lenkung im Osten radikal abgeknickt. Der Betriebssport wurde im Jahr 1949 zur neuen Basis des »Massen- und Volkssports« in der DDR erklärt.⁹

Das Ende des bürgerlichen Vereinswesens markierte einen tiefen gesellschaftspolitischen Einschnitt, da hiermit ein wesentliches Strukturmerkmal zivilbürgerlicher Gesellschaft entfiel.¹⁰ Dieser SED-geführte Kulturmampf gegen das Bürgertum in der DDR wurde an mehreren gesellschaftlichen Fronten ausgetragen, wobei der kirchliche Bereich ebenso massiv betroffen war wie das Bildungswesen, die Wirtschaft – und eben der Sport.¹¹ Die in der DDR forcierte Entbürgerlichung ist von der zeithistorischen Forschung etwa für akademische Zirkel und wirtschaftliche Interessenvertretungen untersucht worden, während der Sport, trotz seiner gesellschaftlichen Relevanz, noch weitgehend außerhalb des Blickfelds blieb.¹²

Traditionen und Innovationen

Sport- und Turnvereine waren in Deutschland wie in Europa traditionell nicht allein Träger der Organisation von Leibesübungen und sportlichen Wettbewerben. Vielmehr wirkten sie als Anker des sozialen Lebens, etwa als Hort des »konservativen Milieus«¹³ oder als Freiraum zur Entfaltung der Arbeiterkultur.¹⁴ Das Vereinsleben reichte bis in die Familien als kleinste gesellschaftliche Einheit hinein, sodass die Zugehörigkeit und das Bekenntnis zu einem Sportverein häufig eine »Generationen übergreifende Orientierung und Sinnstiftung«¹⁵ boten. Zudem bildeten Sportvereine und ihre Erfolge ein wichtiges Referenzsystem für die Repräsentation lokaler Identität und die Artikulation von Regionalstolz.¹⁶ Dass die von der SED neu propagierte Organisationseinheit der Betriebssportgemeinschaften (BSG) mithin nicht auf uneingeschränkte Begeisterung stoßen würde, war absehbar.

Dabei reichten die Wurzeln des Betriebssports in Deutschland bis in die Kaiserzeit zurück.¹⁷ Der Sammelbegriff Betriebssport vereint hierbei durchaus disparate Phänomene wie Fabrikturnen, Werks- oder Firmensport, Betriebs- und Behördensport.¹⁸ Die Organisationsinitiative in diesem Feld lag hierbei zuweilen auf Unternehmer-, aber auch auf Arbeitnehmerseite, mit jeweils unterschiedlichen Intentionen und stark differierenden Rahmenbedingungen. Der Nationalsozialismus hatte über sportliche Organisationen der NS-Gemeinschaft »Kraft durch Freude« in der »Deutschen Arbeitsfront« den Betriebssport stark ausgebaut, um ihn zur ideologischen Mobilisierung und »Wehrhaftmachung« der Bevölkerung einzusetzen.

Einen regelrechten Boom erlebte der Betriebssport jedoch erst nach 1945 – und dies sowohl in den demokratisch-kapitalistischen wie in den staatssozialistisch geprägten Gesellschaften.¹⁹ Während der Betriebssport immer nur ein Segment innerhalb der bundesdeutschen Sportlandschaft blieb, bildete er seit 1949 eine wesentliche Grundlage des Sporttreibens in der DDR.²⁰ In einer Parallele zur NS-Zeit waren nun jedoch nicht mehr die Arbeiter oder Firmeneigner die treibende Kraft, sondern der Staat und die Partei agierten

als Organisatoren dieses bald flächendeckend eingeführten Struktur-elements.

Allerdings wäre es irreführend, die Anbindung des Sports an Trägerbetriebe als ein Konzept einzuordnen, das die DDR aus der Zeit des Nationalsozialismus übernommen habe.²¹ Denn tatsächlich gehorchten die Sowjetische Besatzungszone und später der junge SED-Staat mit der Einführung des Betriebssports – wie in zahlreichen anderen Gesellschaftsbereichen auch – einem oktroyierten Sowjetisierungsschub, modellhaft stand hierbei die »Körperkultur« in der Sowjetunion (SU) Pate.²² Zudem erfolgte wie im Sowjetreich eine Gliederung der Sportorganisationen nach Industriezweigen, markiert durch Bezeichnungen wie »Traktor«, »Chemie« oder »Aufbau«. Zu einem der zentralen Komplexe der DDR-Forschung gehörte stets die Frage, inwieweit sowjetische Strukturen vom SED-Staat imitiert oder zumindest abgewandelt übernommen wurden.²³ Für den Sport ist dies, trotz der tiefgreifenden organisatorischen und kulturellen Eingriffe nach sowjetischem Muster, nie systematisch untersucht worden. In ideologischer Hinsicht verkörperte der Betriebssport allemal eine weltanschaulich passförmige Nähe zum Werksalltag im »Arbeiter- und Bauernstaat«.

Sportler, die in der DDR alte Vereinstraditionen pflegen wollten, sahen sich hingegen häufig über Nacht als »Feinde der neuen demokratischen Ordnung« diffamiert. Hierbei wurde nicht nur die »Bürgerlichkeit« des überkommenen Sports kritisiert, sondern auch der Gedanke eines »unpolitischen« Sporttreibens. So hielt ein Protokoll des Politbüros der SED bereits im Jahr 1949 fest: »Das Niveau der politischen Aufklärungsarbeit unter den Sportlern ist äußerst niedrig, ja, es gibt nicht wenige Beispiele, in denen verantwortliche Funktionäre der Partei nicht nur vor der reaktionären Argumentation vom unpolitischen Sport oder Sport ohne Politik zurückweichen, sondern sich selbst als Verfechter dieser reaktionären Thesen aufwerfen.«²⁴

Verpönt waren das Sporttreiben der alten Vereine sowie alle damit einhergehenden Rituale, Traditionen und Erinnerungen – das gesamte Feld der überkommenen, fußballtypischen Memorialkultur. Die Vereinstraditionen des deutschen Sports erwiesen sich jedoch als

grätzischer

Die Sportvereinigungen der volkseigenen Betriebe



LOKOMOTIVE			TRAKTOR
ROTATION	ANMER	WISMUT	CHEMIE
EINHEIT	ANTIVIT	FORTSCHRITT	MECHANIK
MOTOR			STAHL

sind das Rückgrat
der demokratischen Sportbewegung



Wie in der Sowjetunion wurde der Sport in der DDR seit 1950 in 18 industriell gegliederte Sportvereinigungen eingeteilt.

überaus zählebig. Im Jahr 1954 erhab eine Untersuchungskommission des Zentralkomitees (ZK) der SED den Vorwurf, dass die »demokratische Sportbewegung« immer noch Residuen der alten Bürgerlichkeit im Sporttreiben wie im gesellschaftlichen Leben toleriere. Im Visier stand konkret die Traditionspflege des ersten deutschen Fußballmeisters, des VfB Leipzig.²⁵ Eine ähnliche Attacke erlebten die Anhänger des Dresdner SC (DSC), allerdings mit ungleich gravierenderen Konsequenzen. Denn die DDR überzog in ihrer Frühphase tatsächliche oder vermeintliche Gegner des Systems vehement mit dem Instrument der politischen Justiz: Hierzu gehörten Angehörige bürgerlicher Parteien, kirchliche Vertreter sowie »Großkapitalisten« und »Großbauern« – und schließlich auch die »bürgerlichen Nur-Sportler«.²⁶ So wurden zwei leitende Funktionäre der Sportgemeinschaft (SG) Dresden-Friedrichstadt, des Nachfolgers des Dresdner SCs im sozialistischen Gewand, im Dezember 1958 zu je fünfeinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Begründung lautete: illegale Vorbereitung zur Durchführung eines Stiftungsfestes des verbotenen Dresdner Sportclubs.²⁷ Die früheren leitenden Funktionäre hätten »unter der Maske von Biedermannern Wühl- und Zersetzungarbeit« geleistet mit dem Ziel, »den DSC wieder aufzubauen«. Als die Absichten dieser »Clique« zu offensichtlich geworden seien, habe man die Auflösung der SG Dresden-Friedrichstadt beschließen müssen. Die Spieler sollten sich künftig der Mannschaft der VVB Tabak Dresden anschließen. Als Konsequenz flohen mehrere Spieler, darunter der spätere Bundestrainer Helmut Schön, in den Westen.

Die Propaganda richtete sich nicht nur gegen das »Alte«, sondern explizit auch gegen den westlichen Sport und seine Organisationsformen. Diese Abwehrhaltung sollte jedoch in den kommenden Jahren für den SED-Sport immer schwieriger werden, vor allem in der populärsten Sportart der Deutschen hüben wie drüben, dem Fußball. Denn – im Unterschied zur olympischen Ebene – sollte der DDR-Fußball vom Glanz der DFB-Elf und der Bundesliga bald überstrahlt werden. Gleichzeitig drohte der Leistungssport der DDR sich immer weiter von der Bevölkerung zu entfernen. Mit der Gründung von Sportclubs (SC) im Jahr 1954 als Zentren der »Leistungssportpro-

duktion« für alle Sportarten wurde endgültig das gesamte organische Gefüge aus Mannschaft und ehrenamtlichen Mitgliedern über Bord geworfen – als abgeschottete Elite gingen die Spitzen-Athleten fortan ihrem Training nach. Dies hatte für die gesellschaftliche Verankerung gravierende Konsequenzen. In einer internen Alarmmeldung bezeichnete der Fußballverband der DDR im Jahr 1964 die »Abkapselung von der Masse der Fußballanhänger in den Städten« als entscheidendes Defizit der Mannschaften. Vor allem sah man die fehlende Einbettung des Fußballs in sein soziales und gesellschaftliches Umfeld als Kardinalfehler an: »Mit der Bildung der Clubs im Jahre 1954 hat man einen großen, entscheidenden Faktor nicht beachtet: Man hat die Mitarbeit hunderttausender, ehrenamtlicher Kader und passiver Mitglieder in den Gemeinschaften negiert und durch einen Beschluss einfach von der Mitarbeit ausgeschlossen.«²⁸

Ein Dauerkonflikt zwischen Fußballanhängern und der Sportpolitik war zudem der Dirigismus, mit dem die SED immer wieder nach Gutdünken Spieler oder ganze Mannschaften auf der Landkarte hin- und herschob. So war die Empörung in der BSG Chemie Leipzig 1952 groß, als sieben Fußballer mithilfe von Lockungen und Drohungen zur »KVP (Kasernierte Volkspolizei) Vorwärts Leipzig« versetzt wurden. »Delegierung« hieß das offiziell, »Spielerziehung« nannte es der Volksmund. Als das Team erfolglos blieb, wurde es per Order im nächsten Jahr komplett nach Berlin geschickt: neuer Name »Vorwärts Berlin«, neues Stadion. Solche unfreiwilligen Verpflanzungen von Mannschaften ereigneten sich immer wieder: So musste die BSG Empor Lauter aus dem Erzgebirge 1954 ihre Heimat verlassen, da im Norden der Republik ein neuer, leistungsstarker Sportclub entstehen sollte – fortan traten die »importierten« Sachsen als SC Empor Rostock an der Ostsee an. Der ASK (Armeesportklub) Vorwärts Berlin wiederum erlebte 1971 seine »Zwangsumsiedlung« in das brandenburgische Frankfurt/Oder.

Im Jahr 1965/66, als die DDR noch einmal per Order zehn Fußballclubs neu- beziehungsweise umgründete, ist allerdings eine partielle Orientierung am Vorkriegs-Modell erkennbar: Denn plötzlich tauchten klassische Kürzel wie »FC« wieder in den Clubnamen auf.

So gliederte sich aus dem SC Motor Jena der FC Carl Zeiss Jena aus. Auch andere Industrie-Signa verschwanden aus dem Fußball-Oberhaus, sodass der SC Empor Rostock fortan als Hansa Rostock antrat. Es war ein ambivalenter Neubeginn: Einerseits erfolgte eine strengere Lenkung und größere Privilegierung der Fußballclubs, mit den Bezeichnungen suchte man zugleich der prosperierenden Fußballkultur in der Bundesliga eine ebenbürtige Attraktion entgegenzusetzen. Hans-Georg Moldenhauer, nach 1989/90 erster frei gewählter Fußballverbandspräsident, heute im Präsidium des DFB, damals Torwart bei Magdeburg, erinnert sich, wie groß die Freude bei den Spielern war, »als wir hörten, dass der 1. FC Magdeburg entsteht: weil das ja ein Synonym für Westclubs war, wie FC Kaiserslautern. Und wir haben uns natürlich riesig gefreut, dass man wegkommt von Turbine, Stahl, Empor.«²⁹ Diese Reformen zeigen mithin auch, wie stark das Sporttreiben im geteilten Deutschland aufeinander bezogen blieb. Trotz aller staatlich angeordneten Strukturwechsel hielt sich der Begriff des »Vereins«, egal ob für eine BSG oder einen Club, im Sprachgebrauch bis zum Ende der DDR.

Orientierte sich die DDR bei den Fußballnamen Mitte der 1960er Jahre wieder an westlichen Vorbildern, so gilt für die Gestaltung des Leistungssportsystems grundsätzlich das Gegenteil: Seit die DDR sich zusehends als der effizientere olympische Akteur erwies, suchte die Bundesrepublik, erfolgreiche Innovationen des Staatssports in modifizierter Form zu adaptieren. Uta Andrea Balbier ist diesen Struktur-anpassungen bis in das Jahr 1972 nachgegangen: Sie zeigt, wie etwa die Spartakiaden des Ostens – Wettkämpfe für Kinder und Jugendliche im Breitensport, die zugleich der Talentsichtung dienten – im Westen durch die Einführung von »Jugend trainiert für Olympia« nachgeahmt wurden.³⁰ Auch die Akademisierung der Sportwissenschaft und der Trainingslehre stellte eine Reaktion auf die gründliche »wissenschaftlich-methodische« Herangehensweise der DDR dar. Der Sport wurde »im deutsch-deutschen Dauerkonflikt als vermeintlich wirksame Waffe« auch akademisch in Stellung gebracht.³¹

Ein wichtiger Faktor war darüber hinaus die Militarisierung der Sportförderung. Ein sowjetisches Implantat im DDR-Sport stellten

die Sportorganisationen der »Sicherheitsorgane« und der Armee dar, die gleichzeitig in vielen Sportarten als besondere Leistungsträger galten. In ihrer Struktur ahmte die ostdeutsche Organisation das sowjetische Vorbild der »Sportgesellschaft Dinamo« nach, die am 18. April 1923 im Moskauer Hauptquartier der sowjetischen Geheimpolizei Tscheka ins Leben gerufen worden war. Anfangs zur Hebung der körperlichen Fitness unter den Angehörigen des Sicherheitsdienstes gedacht, entwickelte sich Dinamo bald zu einem wichtigen Faktor im sowjetischen Leistungssport, der flächendeckend Clubs und Dependancen unterhielt und mit seinem Ehrenvorsitzenden Feliks Dzerszyński demonstrativ die exklusive Bindung an den Geheimdienst unterstrich.

Zur Nähe zur Macht trat bald der Wille zum Sieg: Als im Jahr 1939 der Georgier Lawrentij P. Berija die Führung der sowjetischen Geheimpolizei übernahm, versah er Dinamo mit dem Anspruch, eine dominierende Rolle im Sportgeschehen der UdSSR einzunehmen.³² In ähnlich selbstbewusster Manier gestaltete sich von Beginn an die Gründung der Sportvereinigung »Dynamo« in der DDR: Von Erich Mielke bereits seit 1952 informell vorbereitet, trat sie erstmals im März 1953 mit einem Gründungsausruf an die Öffentlichkeit. Noch bevor Mielke 1957 zum Minister für Staatssicherheit aufstieg, übte er damit seit 1953 die Funktion des Vorsitzenden der Sportvereinigung »Dynamo« aus – zwei Ämter, die er unangefochten bis zum Niedergang der DDR 1989 behalten sollte. Dynamo war mit 278.000 Mitgliedern und 380 Sportgemeinschaften die stärkste Sportvereinigung der DDR, ihren Etat finanzierte vorwiegend das Ministerium für Staatssicherheit. Der Fußballclub »BFC Dynamo« in Ost-Berlin galt als das besondere Prunkstück dieses Mielke-Imperiums im Sport.

Auch die Armeesportvereinigung »Vorwärts« (ASV) war dem sowjetischen Vorbild nachempfunden, in allen Staaten des Ostblocks existierten Sportvereinigungen der Streitkräfte. Der Name »Vorwärts« verwies allerdings auf die Tradition des deutschen Arbeitersports. Die Sportgemeinschaften wurden an den Militärstandorten gegründet, standen jedoch auch Zivilisten offen.³³ Dynamo und ASV gehörten zu den erfolgreichsten Medaillenlieferanten der DDR. In

Ansprache des Ehrenvorsitzenden Erich Mielke bei der Meisterschaftsfeier des BFC Dynamo. Zwischen 1979 und 1988 gewann der BFC zehnmal die Meisterschaft.



der Regel waren sehr erfolgreiche Sportler nur formal Angehörige der Armee, der Polizei oder in anderen staatlichen Sektoren beruflich tätig – um sich tatsächlich ganztägig dem Training zu widmen. Damit bediente die DDR die Fiktion, dass es sich bei den Athleten um »Amateure« handelte, und entsprach so offiziell dem Reglement des Internationalen Olympischen Komitees (IOC).

Als Reaktion auf die sportliche Mobilmachung des Ostens stieg in der Bundesrepublik die Bundeswehr zum »größten Spitzensportförderer« auf – im Jahr 2020 konnte das 50-jährige Jubiläum dieses Engagements begangen werden. Im Mai 1968 beschloss der Bundestag, Fördergruppen bei der Bundeswehr einzurichten, woraufhin im Verantwortungsbereich des Bundesministeriums der Verteidigung die ersten Sportlehrkompanien entstanden. Ein explizites Ziel war hierbei die »Chancengleichheit der deutschen Sportlerinnen und Sportler gegenüber der internationalen Konkurrenz« herzustellen, womit man klar den Ostblock mit seinem »Staatsamateurismus« und dem starken Sektor im Militärsport vor Augen hatte. Die Sportfördergruppen wurden im Einzugsbereich von Leistungszentren und Olympia-



Der Vorsitzende der Deutschen Sporthilfe, Josef Neckermann, mit Teilnehmern von »Jugend trainiert für Olympia« auf dem Flughafen in Frankfurt am Main, September 1973.

stützpunkten angesiedelt und integrierten Kaderathleten der Spitzenverbände des DSB, die einen entsprechenden Antrag gestellt hatten. Neben der Bundeswehr waren – ebenso wie in der DDR – Polizei und Zoll als Träger vorgesehen. Die ersten Sportlehrkompanien wurden in Sonthofen und Warendorf eingerichtet, sodass 1972 in München bereits 25 männliche Sportsoldaten an den Start gingen. Von 1992 bis 2022 wurden immer noch 46 Prozent der Medaillen der deutschen Olympiamannschaften von Bundeswehrangehörigen erzielt.³⁴

Doch gab es Elemente des DDR-Spitzensports, die der Westen nicht imitieren konnte: So blieben die Mechanismen der Kinder- und Jugendsportschulen, die offenkundig als Kaderschmieden des »Sportwunderlandes« fungierten, für die bundesdeutschen Beobachter ein Geheimnis, da die DDR diese Einrichtungen konsequent abzuschotten wusste.³⁵ Nicht kopieren konnte man auch das System der »Einheitlichen Sichtung und Auswahl« – ein republikweites Vermessen und Wiegen der Schulkinder mit dem Ziel, die Eignung

des Nachwuchses für bestimmte Sportarten zu prognostizieren und damit frühzeitig zu verhindern, dass auch nur eine Sportbegabung in der kleinen DDR durch das Netz der Talentspäher rutschte. In der Bundesrepublik hingegen besaß der Sport keine solchen direkten Zugriffsmöglichkeiten auf das Bildungswesen. Auch die Konsequenz, mit der die Leistungssportlandschaft der DDR 1969 in zwei Teile geteilt wurde, war nur in einem Staatssport denkbar. Denn mit Blick auf die Olympischen Spiele 1972 wurden fortan primär »medaillenintensive« Sportarten gefördert, andere hingegen benachteiligt, von Ressourcen abgeschnitten und behindert. Im Eishockey wurden etwa nahezu alle Oberligateams aufgelöst, Spieler mussten bei internationalen Turnieren am Tor vorbeischießen, um sich nicht für Olympia zu qualifizieren, da die SED den teuren Sport nicht mehr fördern wollte. Allein Erich Mielke setzte durch, dass zwei Teams seiner Sportvereinigung Dynamo aus Weißwasser und Berlin fortan in der »kleinsten Liga der Welt« weiterhin gegeneinander antreten durften.³⁶

Vor allem aber gab es für eine der wichtigsten Strukturentscheidungen kein Pendant in der Bundesrepublik: die überproportionale Förderung des Spitzensports, die sich maßgeblich in einem immensen Personalaufwand widerspiegeln. So bezifferte Hans Joachim Teichler die Beschäftigtenzahl für die 1980er Jahre auf 21.000 Hauptamtliche, davon 10.000 Trainer. Bei der SG Dynamo Potsdam waren mehr Trainer angestellt als 1998 im gesamten Bereich des Deutschen Ruderverbandes. Diese Dimensionen veranschaulichen, dass es sich bei den Clubs in der DDR »um Leistungssporteinrichtungen handelte, die – trotz Namensgleichheit – nicht mit den Clubs auf der traditionellen Vereinsbasis des deutschen Sports gleichgesetzt werden dürfen«.³⁷ Die Hundertschaften von fest angestellten Funktionären, Trainern, Physiotherapeuten und Sportärzten repräsentierten eine Sportmacht, mit der nicht nur die Bundesrepublik, sondern auch zahlreiche andere Sportnationen nicht konkurrieren konnten.

Das Ergebnis sprach für sich: Seit 1968 gelang es der DDR, die Bundesrepublik bei jedem olympischen Kräftemessen im Medaillenranking hinter sich zu lassen. Sie gehörte seit 1972 stets zu den drei

erfolgreichsten olympischen Teams und konnte 1976 die USA, 1984 dann sogar die Sowjetunion übertrumpfen. Die Nostalgie, die bis heute mit dem DDR-Sport verbunden ist, gründet in dieser in der Tat beeindruckenden und im internationalen Vergleich auch einzigartigen Erfolgsgeschichte der DDR.

3 KALTER KRIEG IM FLUTLICHT: INNERDEUTSCHE SPORTBEZIEHUNGEN

Die deutsch-deutsche Konkurrenz im Sport war eingebettet in die Konfrontation der Hegemonialmächte, insbesondere auf der olympischen Ebene. Doch war es durchaus keine Selbstverständlichkeit, dass sich die beiden Supermächte des Ost-West-Konflikts auch hier begegnen würden. Zwar gehörten zu den Gründungsmitgliedern des Internationalen Olympischen Komitees sowohl ein US-amerikanischer wie ein russischer Vertreter,¹ doch zeigte die Sowjetunion zunächst kein Interesse, sich in diesem Gremium zu engagieren. Vielmehr wurde, in scharfer Abgrenzung von bürgerlichen sportlichen Traditionen, das Konzept einer »Fiskultura« als kollektiver Massenkultur anstelle eines konkurrenzorientierten Individualsports propagiert. Immerhin unternahm Mitte der 1930er Jahre die Sowjetführung mit dem Appell, die bisherigen Rekorde zu überholen, eine Annäherung an das westliche Sportprinzip und bemühte sich um Aufnahme in internationale Föderationen. Doch war dieser Vorstoß letztlich zum Scheitern verurteilt, da die Xenophobie des »Großen Terrors« seit 1935 nicht nur internationale Kontakte erschwerte, sondern auch zahlreiche Sportler und Funktionäre das Leben kostete.² Nach dem Zweiten Weltkrieg suchte Moskau konsequent Anschluss an den internationalen Weltsport. Allerdings war auch das IOC nicht frei von Bedenken: Besonders hinsichtlich des geforderten Amateur-Status der Athleten war den Verantwortlichen in Lausanne klar, dass die Sowjetunion diesen Standard nicht erfüllte, sondern im Gegenteil ihre Sportler von der Arbeit befreite und Gratifikationen und Privilegien bereitstellte – ein Muster, das sich später auch in der DDR wiederholen sollte, sodass im Westen der spöttische Begriff des »Staatsamateurs« geprägt wurde.³ Neben der Amateurfrage zeichnete sich

bald eine weitere Schwierigkeit im Umgang mit der Sowjetunion und ihren Satellitenstaaten ab.⁴ Denn dem IOC war durchaus bewusst, dass ein sowjetisches NOK eine staatliche Organisation sein und damit dem olympischen Ideal der Regierungsunabhängigkeit eklatant widersprechen würde. Darüber hinaus war es für den »Männerorden« ohnehin ein mentaler Schritt über den Rubikon, eine Mitgliedschaft von Kommunisten im aristokratisch-bürgerlichen Elite-Club zu akzeptieren.

Trotz all dieser Bedenken überwog schließlich der Wunsch nach einer »Einheit im Weltsport«. immerhin ging es bei der Grundsatzentscheidung für oder gegen eine Einbindung der Sowjetunion auch um Macht und Einfluss des IOC: Als das sowjetische NOK schließlich im April 1951 seine Gründung nach Lausanne telegraфиerte und um Aufnahme bat, akzeptierte das Internationale Komitee die damit einhergehende Versicherung, dass Moskau sämtliche olympischen Regularien einhalte: Bei den Sommerspielen in Helsinki 1952 sollte die Sportmacht Sowjetunion schließlich ihren ersten Auftritt wagen, unter immensem Druck, denn Stalin hatte intern wiederholt den ersten Rang in der Medaillenbilanz zur Bedingung einer Teilnahme gemacht. Es ist bezeichnend sowohl für das Selbstverständnis wie für den Systemcharakter der SU, dass diese glaubte, den grandiosen zweiten Platz, den das sowjetische Team in Finnland errang, gegenüber der heimischen Öffentlichkeit als Sieg ausgeben zu müssen, und auch intern in Parteikreisen mithilfe eines speziell erdachten Punktesystems als Gleichstand mit den USA schönredete.⁵ Grund für dieses Täuschungsmanöver war die hohe politische Sinnzuschreibung, die mit dem Eintritt von Stalins Imperium in die olympische Bewegung einherging und nun im Dienst der Expansion der kommunistischen Idee stand.⁶

Am 21. April 1951 hatte sich in Moskau das sowjetische NOK konstituiert und nur einen Tag später fand im Ost-Berliner Roten Rathaus die feierliche Gründungszeremonie für das NOK der DDR statt. Diese schnelle Aufeinanderfolge war ein Vorbote der kommen den, überaus engen Bindung des Handelns der ostdeutschen Olympia-Vertretung an die Vorgaben aus Moskau. Bereits seit dem 24.

Für die Sportler und Sportlerinnen der gesamtdeutschen Mannschaft war das Miteinander nicht einfach. Diese bundesdeutsche Karikatur sah vor allem Walter Ulbricht als Hindernis auf dem gemeinsamen Weg.



September 1949 existierte ein NOK der Bundesrepublik – das fortan im Rahmen des Bonner Alleinvertretungsanspruchs alles daransetzte, SED-Funktionäre und DDR-Sportler von der olympischen Bühne fernzuhalten. Eine Zeitlang gelang dies. So gab NOK-Präsident Karl Ritter von Halt am 25. Mai 1951 die berüchtigte Rückmeldung an Bundeskanzler Konrad Adenauer, dass er die Gespräche über eine gesamtdeutsche Mannschaft, die vom IOC gewünscht wurde, mit den ostdeutschen Vertretern so geführt habe, »dass sie ergebnislos verlaufen mussten«⁷. Im Jahr 1955 allerdings, als das NOK der DDR seine provisorische Anerkennung erreichte, setzte IOC-Präsident Avery Brundage seine Idee eines gesamtdeutsch beschickten Teams durch. Doch entfaltete das Ideal eines friedensstiftenden olympischen Geistes im deutschen Fall wenig Wirkung,⁸ vielmehr war die Geschichte der gesamtdeutschen Mannschaften in den Jahren 1956, 1960 und 1964 umrankt von Kleinkriegen. Eifersüchtige Querelen entbrannten um die Gestaltung der Flagge, die Bekleidung, die Orte und das Verfahren für die deutsch-deutschen Qualifizierungskämpfe, schließlich um den »Chef de Mission«. Vor allem für die Athletinnen

und Athleten gestaltete sich das gemeinsame Antreten als schwierig, da wechselseitige Beschimpfungen der Funktionäre als »Marionette« oder »Menschenhändler« die Atmosphäre vergifteten, die Abgrenzungsideologie der SED den zwischenmenschlichen Umgang im Team erschwerte und schließlich die Zäsur des Mauerbaus 1961 das gesamte Unternehmen einer vereinten Mannschaft ohnehin anachronistisch erscheinen ließ.⁹

Und so wurden – nach der endgültigen Anerkennung des NOK der DDR im Jahr 1965 – seit 1968 in Grenoble und Mexico-City erstmals die Medaillen von Ost und West getrennt abgerechnet. Der DDR gelang es fortan, eine beeindruckende olympische Geschichte zu schreiben: 572 Medaillen, darunter 203 goldene, konnte sie erzielen. Diese Erfolgsserie bescherte der DDR ein hohes Maß an Anerkennung in der sportlich interessierten Weltöffentlichkeit, sodass athletische Spitzenleistungen zu einem zentralen Faktor ihrer Außenpolitik wurden. Manfred Ewald, seit 1957 Präsident der staatlichen Massenorganisation des Sports, des Deutschen Turn- und Sportbundes (DTSB) und seit 1973 Chef des NOK, hielt sämtliche Fäden in der Hand. Er konnte regelmäßig seine Wunschvorstellungen hinsichtlich staatlicher Förderung nahezu ohne Abstriche in den entscheidenden Gremien der Partei durchsetzen.¹⁰ Die Bundesrepublik blickte neidvoll auf diesen Siegeszug, denn auch hier galt der Spitzensport längst als ein Medium staatlicher Repräsentation.

Zudem hatte der bundesdeutsche Sport ebenso wie die Politik hier noch eine andere Ebene im Blick: Sport, so schien es zumindest, konnte dabei behilflich sein, den Schatten der NS-Vergangenheit abzustreifen. Das hatte zumindest der Gewinn der Fußballweltmeisterschaft 1954 in Bern nahegelegt, der dem Team von Sepp Herberger große internationale Sympathien beschert hatte und auch deshalb in den Status eines »Wunders« erhoben worden war. Die Tatsache, dass noch das 50-jährige Jubiläum des ersten deutschen Weltmeistertitels einen nachhaltigen fußballhistorischen Erinnerungsboom auslöste, bestärkt die These, dass es sich bei diesem Sportereignis um einen der Gründungsmythen der Bundesrepublik handelt, der bis heute seine Wirkung entfaltet.¹¹ Insbesondere die ehemaligen »Achsenmächte«